

John Fowles: „Magus“

Der Welt abhandenkommen auf Phraxos

Von Samuel Hamen

Büchermarkt, 14.06.2026

Ein Kultbuch, ein Klassiker: Mit „Magus“ legte der 2005 verstorbene Brite John Fowles 1965 ein Debüt vor, das ihn binnen kürzester Zeit berühmt machte. Anlässlich seines hundertsten Geburtstages ist eine erweiterte Fassung nun erstmals ungekürzt auf Deutsch zu entdecken.

Ende der 1960er Jahre, als John Fowles' „Magus“ allmählich zum Kultroman avanciert, reist sein Autor nach Kalifornien. Dort hätten ihn dann, erzählt er später in einem Interview, mehrere Leser aus der psychedelischen Szene gefragt, auf welcher Droge er gewesen sei, als er das Buch verfasst habe. Nicht wenige Schriftsteller wären erfreut und geschmeichelt, wenn jemand die Qualität ihres Texts an die Intensität eines Trips knüpfen würde. Nicht so Fowles: Das sei eine Fehllektüre, verteidigt er sich in dem Interview. Er hätte in der Hinsicht auch gar keine Erfahrungen. Überhaupt lese er lieber über Drogen und deren Effekte, als selbst welche zu nehmen.

Sein Roman hält den Autor über Jahrzehnte hinweg auf Trab, dieser labyrinthische Bericht eines jungen Briten, der als Lehrer auf eine griechische Insel zieht, um vor Ort in ein schikanöses Spiel hineinzugeraten. Plötzlich geht es um Leben und Tod, Wahrheit und Lüge, Wirklichkeit und Fiktion. Die Erstfassung erscheint 1965, nachdem Fowles mehr als zehn Jahre daran gearbeitet hatte. Aber „Magus“ sei, gesteht er in besagtem Gespräch, der Debütroman eines jungen Mannes. Während der Niederschrift, in den 1950er Jahren, da habe er über wenig Lebenserfahrung verfügt. Dafür sei aber seine Erzähllust gewaltig gewesen.

Ein Sohn, der den Eltern entfliehen will

1977 erscheint schließlich eine von Fowles revidierte und erweiterte Fassung. Anlässlich des 100.

geburtstags des 1926 geborenen und 2005 verstorbenen Fowles macht der „März“-Verlag diese zweite Textversion erstmals ungekürzt auf Deutsch zugänglich. Verantwortet wird das Projekt von Michael Lehmann. Er hat die *Deutsche John-Fowles-Gesellschaft* mitgegründet, und seit 2002 übersetzt er englischsprachige Literatur ins Deutsche. Wer seine

John Fowles

Magus

Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen von Michael Lehmann

März Verlag

837 Seiten

38 Euro

herausragende Übertragung liest, dem leuchtet schnell ein, wieso dieser entrückte und, ja, auch trippige Roman von John Fowles dessen kalifornische Gesprächspartner damals zu so wilden Mutmaßungen veranlasste.

„Ich wurde 1927 als einziges Kind englischer Mittelschichtseltern geboren, die selber noch unter jener kleingewachsenen Riesin Queen Victoria geboren waren, deren grotesk verlängertem Schatten sie nie entkamen, da sie sich nicht hoch genug über die Historie emporschwangen. Sie schickten mich auf eine teure Privatschule, mit dem Militärdienst vergeudete ich zwei Jahre, ich ging nach Oxford; und dort entdeckte ich allmählich, dass ich nicht der war, der ich sein wollte.“

Nicholas Urfe heißt der Suchende, dem sein Leben schal, konventionell und trivial erscheint. Sein Bildungsweg – bieder und vorhersehbar. Seine Zukunftsperspektive – erfolgversprechend, aber ohne jede Aussicht auf Sinn und tiefere Erkenntnis. Nachdem seine Eltern bei einem Flugzeugabsturz sterben, spürt er „keinen Hemmschuh mehr für mein – so wie ich es sah – wahres Ich“.

Lektionen vom Weiberhelden

Und dieses wahre Ich ist eine Projektion all der Begierden und Sehnsüchte, die seine Eitelkeit ihm einflüstert: Dichter sein, Frauenheld sein, Existenzialist à la française sein.

„Ich war nicht hässlich; und, noch wichtiger, ich hatte meine Einsamkeit, die, wie jeder Weiberheld weiß, eine tödliche Waffe bei Frauen ist. Meine Technik bestand darin, Undurchdringlichkeit, Zynismus und Gleichgültigkeit an den Tag zu legen. Um dann, wie ein Zauberer sein weißes Kaninchen, mein einsames Herz zum Vorschein zu bringen.“

Zu Beginn der 1950er Jahre stürzt er sich in London in eine Liaison mit der australischen Stewardess Alison. Zu dem Zeitpunkt ist er Mitte zwanzig. Es macht ihm Spaß, es ist ihm nicht ganz ernst, und lebte er heute, würde die Beziehung, die er zu Alison pflegt, als toxisch bezeichnet werden. „Ich möchte dich nicht verletzen“, sagt Alison ihm irgendwann,

„...und je mehr ich dich ... will, desto mehr werde ich es tun. Und ich möchte nicht, dass du mich verletzt, und je weniger du mich willst, desto mehr wirst du es tun.“ Sie stieg für einen Moment aus dem Bett. Als sie zurückkam, sagte sie: ‚Wir haben uns also entschieden?‘“

Ja, der Mann hat sich entschieden. Es ist Zeit für Aufbruch und Abenteuer, für die Ferne, in der sich Nicholas eine Erfahrung von Freiheit erhofft, die ihn endlich auf die Probe stellt. Er brauche ein „neues Land, einen neuen Menschenschlag, eine neue Sprache“.

„Und ich brauchte, obwohl ich es damals noch nicht in Worte fassen konnte, ein neues Mysterium.“

Szenenwechsel: Griechenland. Wenige andere Landschaften bringen die kontinentaleuropäische Seele so zum Schwingen wie dessen Mythenwelt, wie die Peloponnes und die vom Mittelmeer azurhell eingefassten Inseln. In England lebe man, sinniert der Erzähler, in einer „sehr sprachlosen, stillen und zurückhaltenden Beziehung zu dem, was von unserer natürlichen Landschaft und ihrem schwachen nördlichen Licht geblieben ist“;

„in Griechenland sind Landschaft und Licht so schön, so allgegenwärtig, so eindringlich, so wild, dass die Beziehung sofort eine leidenschaftliche Hassliebe ist. Ich brauchte viele Monate, das zu verstehen, und viele Jahre, es so hinzunehmen.“

Auf dem fiktiven Eiland Phraxos nimmt Nicholas 1953 eine Stelle als Englischlehrer an einem Internat an. Aber die von ihm erhoffte Vitalisierung bleibt aus, zu sehr lastet auf der Insel die „Verbannung aus der zeitgenössischen Realität“. Auch der Unterricht, seine mediokrenen Versuche als Dichter sowie die wenigen sozialen Kontakte füllen ihn nicht aus.

Nimm dich in Acht vor dem Wartezimmer

Seinen Vorgänger hatte er noch in London getroffen, um sich berichten zu lassen, was ihn auf der Insel erwarte. Dieser hatte wenig Hilfreiches zu sagen gehabt, lediglich den kryptischen Hinweis geliefert, sich vor einem Wartezimmer in Acht zu nehmen. In der Abgeschlossenheit von Phraxos gerät Nicholas nun in eine depressive Stimmung, spielt gar mit dem Gedanken, sich umzubringen.

„Ich war und blieb äußerst deprimiert, aber ich war – und ich würde es immer sein – auch äußerst falsch, existenzphilosophisch ausgedrückt: unauthentisch. Ich wusste, ich würde mich nie töten, ich wusste, ich würde immer so weiter mit mir selbst leben wollen, wie hohl, wie krank auch immer ich werden würde.“

Auftritt: Maurice Conchis. Der Athener Millionär ist um die sechzig, siebzig Jahre alt und verfügt auf der Südseite der Insel über ein Gut namens Bourani. Dazu zählt eine weitläufige Villa voller Kunstwerke, ein Dock für seine Yacht sowie ein Privatstrand. Von Conchis hat Nicholas bereits gehört. Im Zweiten Weltkrieg habe er als Bürgermeister mit den deutschen Besatzern kollaboriert. In den Tavernen im Dorf gibt es mürrische Andeutungen von Gewalt, Verrat und Schuld. Conchis habe vor einer Entscheidung gestanden, er habe die Wahl gehabt – und sich für die falsche Tat entschieden. Das sei auch der Grund, wieso sich der exzentrische Reiche nie aus seiner Villa traue.

In Erwartung des Ereignisses

Bei einem Spaziergang betritt Nicholas schließlich Conchis' Ländereien und stößt auf ein an eine Pinie genageltes Schild. In roten Großbuchstaben steht dort: Wartezimmer.

„Der Sonnenwind, die Brise, die in der Ägäis fast an jedem Sommertag weht, sandte kleine Wellen, die sich wie träge geschwungene Peitschenschnüre über den Kies kräuselten. Nichts erschien, alles war in Erwartung.“

Damit beginnt das Spiel, eine Art existenzielles Drama, in dem Nicholas ohne Einwilligung zur Hauptfigur gemacht wird. „Ich beneide Sie“, sagt Conchis zu Nicholas, als sie sich erstmals treffen, „Sie haben noch all Ihre Entdeckungen vor sich.“ Ab diesem Augenblick kommt dem Roman jegliche Eindeutigkeit abhanden – mit Absicht wohlverstanden. Von Anfang an gab es den narzisstischen, wortgewandten, schlechterdings gefährlichen Erzähler, und jetzt betritt dieser Erzähler auch noch die symbolträchtige Welt von Conchis, der seinerseits inszeniert und manipuliert.

Eine rätselhafte Atmosphäre

Nicholas findet in der Nähe von dessen Haus einen cremefarbenen Frauenhandschuh, in den ein Etikett mit den Worten „Mireille, Handschuhmacherin“ eingenäht ist. Der Handschuh ist vergilbt, wirkt auf den Erzähler über die Maßen alt. Stammt er von Conchis' Geliebter? Oder von der Tochter, von der Ehefrau oder Schwester? Weitere atmosphärische Vorkommnisse ziehen Nicholas mehr und mehr in den Bann. Ein übler, fauliger Geruch zieht in sein Gästezimmer. Später hört er vom Hang her ein nächtliches Gesumme wie von einem Männerchor. Und das ist erst der Anfang, harmlos im Vergleich zu dem, was noch folgen wird.

„In Wahrheit war ich erfüllt von einer Art naivem Aufruhr. Conchis war nichts als der Beauftragte des Zufalls, das Ereignis, das zur rechten Zeit eingetreten war; so wie ich in den alten Tagen nach einem zölibatären Semester in Oxford einem Mädchen begegnet sein und eine Liebesgeschichte mit ihr angefangen haben könnte, genauso hatte ich nun bei Conchis etwas Erregendes begonnen. Es schien irgendwie mit meiner Sehnsucht nach Alison verknüpft. Ich wollte wieder leben.“

Conchis behauptet, Arzt zu sein und unter anderem bei C. G. Jung studiert zu haben. Sein besonderes Interesse gelte der Psychiatrie. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges habe er mit Mitstudenten eine „Gesellschaft für Vernunft“ gegründet, um so „eine wissenschaftliche und ethische Elite zu bilden“. Weltweit habe man gegen Demagogie und Chauvinismus vorgehen wollen. Aber sie seien damals von Krawallmachern verprügelt worden, und die Gruppe habe sich bald darauf aufgelöst. Conchis' Wirkungswille war immer schon immens. In ausladenden Binnenerzählungen gibt er Einblick in seine Erfahrungswelt – stets geht es um mündige Entscheidungsfindungen, darum, für welche Überzeugungen wir als Menschen einzustehen haben.

Ein Arzt, der wirken will

Phraxos nun ist der ideale Ort für ein Projekt, das er seit einigen Jahren betreibt. Hier will er durch eine konstruierte Wirklichkeit, durch ein mythisches Ambiente erziehen, heilen und Einfluss ausüben. So treffen sich die Zwänge und Bedürfnisse der beiden Hauptfiguren. Nicholas Urfe sehnt sich nach der Erhabenheit eines Rätsels, mit dessen Hilfe er sein wahres, freies Ich zu ergründen vermag, besonders hinsichtlich seiner Gefühle für Alison. Maurice Conchis hingegen benötigt einen formbaren Menschen, um sein Arrangement rund um Didaktik, Ethik und Existenz zu verfeinern. Dass hinter seinem Interesse ein schicksalhaftes Ereignis steckt, das wird erst viel später offenbar.

Spätestens jetzt zeigt sich, weshalb John Fowles seinen „Magus“ so lange mit sich herumtrug und überarbeitete. Denn er hat sich in beide Spieler hineingeschrieben. In der direkten Nachkriegszeit, mit Anfang zwanzig, habe Fowles laut Selbstaussage viel Sartre und Camus gelesen, habe insgesamt dem französischen Existenzialismus nahegestanden. Nicholas ist nicht nur ein Alter Ego von Fowles, sondern ein Stellvertreter für all jene, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Selbstbestimmung verlangen und dabei mit der Radikalität des Konzepts Freiheit konfrontiert werden. Zugleich ist Conchis' insulare Großperformance eine Allegorie auf den Roman als Kunstform. Als Metafiktion thematisiert „Magus“ die Verfahren, wie immersive Atmosphären hergestellt und Vorstellungskräfte angeregt werden.

„Ich konnte versuchen, mich mit der Rolle des Zuschauers zu begnügen, diese zunehmend unheimlichen Vorfälle vor mir vorüberziehen zu lassen, so wie man in einem Kino sitzt und den Film vorüberziehen lässt. Doch noch während ich dies dachte, war mir schon klar, dass der Vergleich stark hinkte. Niemand baut Kinos für ein Ein-Mann-Publikum, es sei denn, man will diesen einen zu einem sehr speziellen Zweck benutzen.“

Zum Personal gehört auch die junge Julie, in die Nicholas sich verliebt. Es folgt ein Hin und Her aus Liebesschwüren und Entfremdungen. Denn der Authentizitätsstatus der Romanze muss ungeklärt bleiben, solange Misstrauen und Mutmaßung die einzigen Erkenntnismethoden sind, die Nicholas zur Verfügung stehen. Spielt Julie ihre Rolle bloß entsprechend der Anweisungen, die sie von Conchis erhält? Oder hilft die Liebesbeziehung ihr dabei, sich aus dem Fiktionslabyrinth von Bourani zu befreien? Conchis jedenfalls behauptet, sie sei schizophren und ihr Sommer vor Ort eine Art Therapie. Er wolle sie dazu bringen,

„ihr wirkliches Problem zu erkennen, indem ich sie zwingen, die Eigenart der künstlichen Situation zu erfassen, die wir hier zusammen erschaffen. Sie wird ihren ersten richtigen Schritt zurück in die Normalität machen, wenn sie eines Tages innehält und sagt: Dies ist nicht die reale Welt. Dies sind keine realen Beziehungen.“

Männer mit Macht und Geld, dazu betörende Frauen, Erotik und ein Ethos, das im Zwielicht verharrt – was für eine Kombi. Und das Ganze ereignet sich auch noch auf einer abgelegenen Insel. Dass „Magus“ zum Klassiker geworden ist, ist verständlich: Fowles' Prosa bedient sich gekonnt Elementen von Konstruktivismus, magischem Realismus und früher Postmoderne. Allein deswegen lohnt sich die Lektüre, quasi als Ausflug in die jüngere Literaturgeschichte.

Niemand stoppt Conchis

Wer die Neuauflage des Buches liest, gelangt aber auch ins finstere Herz unserer Gegenwart. Phraxos bietet einem Millionär die Gelegenheit, sein Gaslighting ins Extrem zu treiben. In Conchis' Welt sei, stellt Nicholas fest, jede Wahrheit eine Art Lüge und jede Lüge eine Art Wahrheit. Die Art und Weise, wie er den Realitätssinn von Nicholas stört, ja zerstört, das ist mental, später auch körperlich übergriffig. Conchis ist Scharlatan und Genie zugleich, und er macht sich die Welt, wie sie ihm gefällt, schlichtweg deswegen, weil sie ihm gehört.

Irgendwann habe Julie, erzählt sie Nicholas, verstanden, dass sie nicht mehr seine Gäste, sondern sein Besitz seien. Damit legt Conchis ein totalitäres Wirklichkeitsverständnis an den Tag, dem zufolge alles und alle Teil seiner Privatmenagerie sind. Seine menschenverachtende Methode kann er auch nicht dadurch rechtfertigen, dass er sie zum Zwecke der Wissensvermehrung und der seelischen Genesung einsetzt.

Die Brisanz, die auch uns Zeitgenossen betrifft, reicht aber weiter: Alle lassen Conchis gewähren. Niemand greift ein. Der Autor urteilt ihn nicht als gefährlichen Irren ab, das würde auch nicht der so ergiebigen Ambivalenz des Buches entsprechen. Bis zum Schluss darf Conchis faszinieren und seine Visionen, sein Charisma und Geld zu seinen Gunsten nutzen. Auch Nicholas ist gefangen, unfrei – und das obwohl es bei ihm doch um eine existenzielle Freiheitsfindung gehen soll.

Zu guter Letzt sind auch wir Leser verstrickt in das Netz aus Lüge, Gewalt und viel, viel Schein. Denn das Theater auf Phraxos soll bitte ja nicht enden, viel zu stark ist der manipulative Sog des Settings, zu genussvoll die Teilhabe an den Blendungen, mit denen sich Conchis die Menschen gefügig macht. Wenn Phraxos eine Allegorie auf die Fiktion als Raum ist, wenn Conchis deren Urheber und Nicholas wiederum dessen Figur ist, dann stecken wir Leser in einem ähnlich grausamen Abhängigkeitsverhältnis gegenüber John Fowles. Auch das leistet diese Metafiktion, ganz egal, wie alt sie ist: Sie konfrontiert ihre Leser mit deren Unzulänglichkeiten, mit deren Kniefall vor der Macht einer gut dargebotenen, aber unredlich legitimierten und ethisch unhaltbaren Erzählung.

Wirklichkeit als Ideologie

Vor gut einem Jahr wurde an dieser Stelle J. G. Ballards Roman „Super-Cannes“ von 2000 als Buch der Woche vorgestellt. Die Parallelen zu „Magus“ sind auffällig: Auch bei Ballard gibt es einen verantwortungslosen Psychiater, der ein Programm entwickelt, um Menschen zu beeinflussen. Auch bei ihm geht es um Gewalt, um den Missbrauch von Inszenierungen und Settings als psychologische Heilmittel. Und auch bei ihm ist die Errichtung einer Alternativwelt nur möglich, weil es Menschen mit zu viel Geld und Macht gibt, die nach dieser zweiten Wirklichkeit verlangen.

Die Frage, was denn nun als Wirklichkeit Geltung besitzt, führt vor dem Hintergrund nicht in eine literaturtheoretische Bummelei, sondern mitten hinein in eine ideologische Debatte. Fowles' und Ballards Romane senden uns düstere Signale: Immer gewinnen diejenigen, die – erstens – die Wirklichkeit beherrschen. Und die – zweitens – auch jene Imaginationen zu ihren Gunsten beeinflussen, mit denen man sich von eben dieser Wirklichkeit emanzipieren könnte.

Alttertümlich muten einen die technischen Mittel an, die Conchis auf Phraxos nutzt, um sich seine Welt zu erschaffen. Er wäre sicherlich erfreut, wenn er sähe, welche Werkzeuge ihm heutzutage zur Verfügung stünden, um seine Ziele zu erreichen. Es gibt nochmal mehr Männer, die lügen und blenden, noch viel krasserem Reichtum als damals, dazu viele tatsächliche und allegorische Inseln. Das Spiel kann also erneut beginnen, wenn es nicht schon längst im Gange ist. Immerhin gibt es jetzt die passende Lektüre dazu in Form dieser souveränen und sorgfältigen Neuübersetzung von John Fowles' Roman „Magus“.